

DAS GERUNDIVUM

Ivo De Gennaro

Für S.M.

*Ich aber will dem Kaukasos zu!
Denn sagen hört ich
Noch heut in den Lüften
Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter.*

(Friedrich Hölderlin, *Die Wanderung*)

In seinem Armenischen Tagebuch schreibt Ossip Mandelstam unter dem Titel »Der Alagös«:

In welcher Zeit möchtest du leben?

– Ich möchte im imperativen Partizip der Zukunft, in der passiven Handlungsart leben – im »Zu-Werden-Haben«.

So kann ich atmen. So will es mir gefallen. Da ist das Ehrgefühl des Reiters, banditisch, aufgesessen. Deshalb gefällt mir ja auch das prächtige lateinische »Gerundivum« – dieses Verb auf einem Pferderücken.

Ja, der lateinische Genius schuf, als er jung und gierig war, eine Form der imperativen Zugkraft des Verbs als das Urbild unserer ganzen Kultur – und es ist nicht nur die »Zu-Werden-Habende«, sondern auch die »Gelobt-zu-Werden-Habende« (laudatura est), die mir gefällt ...

Diese Rede hielt ich mir selber, als ich im Sattel natürliche Grenzen, Nomadenplätze und gigantische Weidegebiete des Alagös durchquerte.

In Eriman ragte der Alagös vor meinen Augen empor wie ein »Hallo« oder »Leb wohl«. Ich sah, wie mit jedem Tag ein wenig von seinem Schneekamm wegschmolz, hörte, wie bei gutem Wetter, besonders morgens, seine eingefärbten Steilhänge knirschten wie trockene Röstbrotscheiben.

*Und ich wurde zu ihm hingezogen, über Maulbeerbäume und Lehmdächer hinweg.**

Alagös ist, wie uns eine Anmerkung des deutschen Übersetzers Ralph Dutli wissen läßt, die »türkische Bezeichnung des erloschenen Vulkans Aragaz, Höhe 4095 Meter«.

Der dem Alagös-Kapitel vorausgehende Abschnitt ist dem Dorf Aschtrak gewidmet. Mandelstam schreibt hier von seiner Begegnung mit der armenischen Sprache, dem »Zauber« und der »Lockung« ihrer für den russischen Mund »verbotenen« Laute. Im unmittelbaren Anschluß heißt es:

Ich habe mir einen sechsten Sinn, den Ararat-Sinn, herangebildet: den Sinn für die Anziehungskraft des Berges.

Wohin es mich jetzt auch verschlägt, er ist bereits auf Erkundung aus, und wird es bleiben.

* Ossip Mandelstam, *Armenien, Armenien*, Zürich 21994, S. 51. Statt »laudatura est« muß es heißen »laudanda est«.

Zeit und Zugkraft des Verbs, Anziehungskraft des Berges und lautende Sprache erfährt Mandelstam in einem engen Zusammenhang. Der Ton, der seine Worte trägt, ist der eines Aufbruchs, einer Reise ins Unbekannte, jedoch im Zeichen eines Vertrauens in den Sinn für den einzuschlagenden Weg. Vermutlich weist dieses Vertrauen zurück in den Ort, in dem die genannte Zusammengehörigkeit beruht. Wir suchen ihn in der Nähe des Berges.

Das griechische Wort für Berg und Gebirge ist ὄρος. Es ist verwandt mit ὄρυσσι (lat. *orior, origo*), das soviel heißt wie: in Bewegung setzen, erregen, sich erheben und anfangen lassen. ὄρος ist demnach das sich Erhebende, Erhabene und also die Anhöhe. Der Berg steigt in sich zu seiner Höhe empor. Aus sich, bei sich und in sich emporsteigend, ragt der Berg vor den Augen auf. Aus der Berührung des aus sich und des vor zieht das Erhabene seines freien Steigens und Ragens an: es ist selbst erregend, läßt anheben und bringt auf den Weg. Auf dieses Bewegen spricht im Menschen ein eigens heranzubildender, zu schulender Sinn an. Dieser Sinn ist überall bereits auf Erkundung aus; wer sich darin trägt, ist, wo auch immer, sich selbst vorweg schon auf Zug, d.h. *in* der Anziehung unterwegs.

Die Anziehungskraft zieht aus dem Zwischen von aus sich und vor. Sie will nicht die Verringerung oder Überwindung einer Entfernung – der Distanz des Betrachters zum Berg; sondern es spielt darin der Grund-Zug, der immer aufs neue verwandeln will in ein Unterwegssein hin zu solchem, was in sich unnahbar bleibt. Im Anziehen des Berges spielt die unscheinbare Verlockung des Unnahbaren, das in die Nähe ruft.

*Delight – becomes pictorial –
When viewed through Pain –
More fair – because impossible
That any gain –*

*The Mountain – at a given distance –
In Amber – lies –
Approached – the Amber flits – a little –
And That's – the Skies –*

(Emily Dickinson; Johnson 572)

Auch wenn der Berg nicht mehr leibhaftig vor den Augen emporragt, bleibt das Auf-Zug-Sein aus auf Erkundung. Das Erkunden kommt überall zuvor, indem es sich zurück- und bereithält für den Zug in die Nähe, in der es sich atmen läßt, d.h. das Menschsein sich im Element seiner Freiheit entfaltet. Das Zeichen für diese Entfaltung ist das Erwachen des Ehrgefühls. Die Ehre (lat. *honor*, gr. τιμή) beruht in der Übernahme eines hohen Amtes, das Achtung und Würde verleiht und worin einer im Ansehen steht; im deutschen Wort Ehre spricht die *idg.* Wurzel *ais-

“verehren”, aus der auch *gr.* αἰδώς, die Scheu, hervorgeht. Im Ehrgefühl kommt der Mensch zu sich selbst in der Anerkennung des Hohen.

Indem das Ehrgefühl erwacht, ist der Mensch selbst in die ihm eigene Höhe gehoben. Das ist die Höhe, in welcher er aus der Gelassenheit zur Welt auf die von daher vor ihm aufgehenden Dinge schaut. Das Schauen gehört dieser Höhe; auf ihr werden die Augen erst Augen in der eigentümlichen Möglichkeit menschlichen Sehens. In diesem Sinn können wir sagen: Die Anziehungskraft des Berges hebt den Menschen auf Augenhöhe.

Was ist die Augenhöhe? Sie ergibt sich nicht nachträglich aus dem Wuchs und also aus der Strecke zwischen dem Erdboden und den Augen. Tatsächlich liegt bei Mandelstam die Augenhöhe über der Höhe des aufrechten Menschen, nämlich beim Reiter, beim Menschen zu Pferd (so ist denn der aufrechte Mensch – *homo erectus* – nicht schon der ehrliche). Auf Augenhöhe stehen wir dem, was begegnet, jeweils Auge in Auge gegenüber: wir sind, dem Zug der Nähe gemäß, mit dem Angeblickten gleichauf, so daß in dieser Gleichheit ein reines Sehen am Werk ist. Gleichheit ist aber immer dann, wenn im gegenseitigen Anblick nichts dem widersteht, daß ein jedes nach seiner Weise werde und sei.

Die Augenhöhe, wohin das ruhende Ragen des Berges hebt, bestimmt sich aus der ausgleichenden Anziehungskraft der Nähe. In ihr beruht, was jeweils geschieden ist und sich gemeinsam und zueinander vollendet. In dieser Vollendung zieht, als ihre bleibende Quelle und Herkunft, das unsichtbare Berühren der Grenze, aus der alles und jedes als ein Erkundetes und Erkundbares – als ein Erkundbares aufgeht. Grenze heißt auf griechisch ὄρος, οὐρος; οὐρος, ὄρος ist auch der Berg. Zu ὄρος gehört das Zeitwort ὀρίζειν, begrenzen. Die Augenhöhe ist der Horizont.

Der Horizont ist der jeder Angleichung (ὁμοίωσις) vorausgehende Ausgleich für das menschliche Sehen. Zur Augenhöhe muß der Mensch sich jeweils erst empfortragen lassen am Erhabenen des Berges, indem der dafür geschulte Sinn die Anziehungskraft aushält, erträgt. Den Bezug des Horizontes ertragend ist der Mensch bei den Dingen; aus ihm erwächst, wie diese vor uns erscheinen, d.h. ihr Bedeutsames. Was dem Menschen in seinen Grenzen als Erkundetes begegnet, kommt stets aus der zuvor schon erschauten und angeschauten, unscheinbaren, in ihrem verborgen ausgleichenden Zug gefühlten Grenze, die alles anheben läßt und bewegt.

Den unsichtbaren Horizont trägt der Mensch als unlösbares Zeichen im Auge als das Maß seines Menschseins, zu dem er ist. In diesem Maß sind zugleich die Dinge in ihr je eigenes Maß gemessen. Zwischen der Anziehungskraft des Berges und dem Zug des menschlichen Sinnes waltet – über alles, es im Ganzen sammelnd, hinweg – dieser Maß- und Sinn-gebende horizontale Bezug. Weil von daher alles in seinen Umriß heraustritt und als Umgrenztes gewahrt

ist, deshalb ist der Berg – jetzt von ὄρομαι, ὄράω her – auch οὔρος im Sinne des Hüters und Horts: der Berg als die “Hohe Warte” des Geschehens der Grenze.

Οὔρος ist schließlich auch der günstige See- und Fahrwind. Günstig ist der Wind, weil er, indem er aufkommt, dem zuvorkommenden Sinnen die rechte Richtung freigibt, es mit sicherer Hand dahin trägt und einbehält. Weil er verlässlich im Sinne des τέλος in Fahrt hält, ist der günstige Wind zugleich das Heil und das Glück. Aus der Versammlung des Erhabenen-Erhebenden, des Begrenzenden, des Wahrenden und des heil und glücklich Unterwegsseinlassenden ist der Bezug des Berges ursprünglich bergend – *Gebirg*.

Das lautere, anziehende Element, in dem der Berg liegt, nennt Hölderlin im Gedicht »Unter den Alpen gesungen« die »heilige Unschuld«; als die heilige ist sie zugleich die »Reine« und die »Helle«. Die »Heilige Unschuld«, heißt es im selben Gedicht weiter, »Lehren die Berge // Heil'ge Geseze«. Lehren heißt: wissen lassen, vermitteln. Der Berg vermittelt der heiligen Unschuld ihre Gesetze. Unschuld – das ist Hölderlins Name für die gänzlich widerstandslose, an ihr selbst sich entziehende Lauterkeit, in welcher im Gegenzug alles Bindende als vom Menschen erfahrenes wurzelt und ein Vermittelndes, d.h. ein Gesetz aus ihm selbst zum Tragen kommt. Das besagt: In und aus der Unschuld breitet sich als die verschlossen-stumme die Erde, erscheint als der undurchdringlich reine der Himmel, staunt als der Vielerfahrene der Mensch, kündigt sich, »was noch jetzt uns / Vielerfahrenen offenbar der große / Vater werden heißt«; weil sie »der Menschen und der Götter liebste vertrauteste« ist, kann sich an der Unschuld und durch sie »ein stetes Auge« vor den Himmlischen – den Einwohnern der Lauterkeit – bilden.

Aus Hauptwil, wo das genannte Gedicht entstanden ist, schreibt Hölderlin am 23. Februar 1801 an die Schwester: »Diß [s.vil. der Friede von Lunéville zwischen Frankreich und Österreich] und die große Natur in diesen Gegenden erhebt und befriediget meine Seele wunderbar. Du würdest auch so betroffen, wie ich, vor diesen glänzenden Gebirgen stehn, und wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln. / Ich kann nur dastehn, wie ein Kind, und staunen und stille mich freuen, wenn ich draußen bin, auf dem nächsten Hügel, und wie vom Aether herab die Höhen alle näher und näher niedersteigen bis in dieses freundliche Thal (...)« Zur selben Zeit schreibt er an Landauer: »Vor den Alpen, die in der Entfernung von einigen Stunden hieherum sind, stehe ich immer noch betroffen, ich habe wirklich einen solchen Eindruck nie erfahren, sie sind, wie eine wunderbare Sage aus der Heldenjugend unserer Mutter Erde, und mahnen an das alte bildende Chaos, indeß sie niedersehen in ihrer Ruhe, und über ihrem Schnee in hellerem Blau die Sonne und die Sterne bei Tag und Nacht erglänzen.« An den Bruder Karl schließlich schreibt er im März 1801 ebenfalls

aus Hauptwil: »Hier in dieser Unschuld des Lebens, hier unter den silbernen Alpen, soll mir es auch endlich leichter von der Brust gehen (...)«.

Achten wir auf diesen Zug: Das Aufragen als das Wesen des Berges ist als solches ein Herabsteigen »wie vom Aether« herab. Die Selbigkeit des Hinauf und Herab – das eigentümliche Insichruhen des Berges – ist, was den Horizont erst aufreißt und offenhält. In dieser Selbigkeit zieht der abgründige Zug der Schwerkraft. Die horizontale Schwerkraft liegt um den Berg – und der Berg in ihr – als das Freie, Leichte und Lösende, zugleich Einnehmende und Ziehende, das aus diesen Versen der Ilias spricht (XVI, 297 ff., Übers. Schadewaldt):

*Und wie wenn von dem hoben Gipfel eines großen Berges
Fortbewegt eine dichte Wolke der Blitzesammler Zeus,
Und sichtbar werden alle Klippen und vorspringenden Gipfel
Und die Schluchten, und vom Himmel herein bricht der unendliche Äther:
So atmeten die Danaer (...) auf ...*

Weil im herabkommenden Emporragen des Berges der Äther hereinbricht, deshalb ist in diesem Ragen die Erde selbst in den Äther gehoben, dessen Tiefe sie als Erde wiederum trägt. (Die Erde nimmt sich, um tragende Erde zu sein, der Tiefe des Äthers an.) Im Element dieses gegenseitigen Tragens atmet der Mensch, so er den Sinn dafür gebildet hat, auf.

Das Alpengebirge denkt Hölderlin als ein Gebäude. Es ist, wie es in einem Entwurf zu »Der Rhein« heißt, »von oben herab« gebaut, d.h. aber »aus der Tiefe gehohlt« und aus solchem Bauen die »Burg der Himmlischen« (»Der Rhein«). Der Berg steht als Zeichen des himmlischen und Maßgabe des menschlichen Bauens auf Erden. Indem die Gestalt des Berges sich abzeichnet, ist darin dieses Bauen versammelt. Weil der Berg die Burg der Himmlischen ist, deshalb ragt in seiner abgezeichneten Gestalt herein und steht offen die Tiefe des bildenden Chaos. Das Berg-Gebäude ist, wie es in einem anderen Entwurf von den Alpen heißt, »sichergebaut«, weil aus dem Abgrund heraus in diesen zurückgebaut. In dieser abgründigen Weise trägt der Berg Himmel und Erde ineinander in eins.

Das Durchlässige, Reine und doch Undurchdringliche, das über und um den Berg liegt, ist das Element für die weissagenden Sterne aus Osten (»Deutscher Gesang«); durch dieses Element kommt, als die »Erweckerin«, die »menschenbildende Stimme« (»Am Quell der Donau«); in ihm deuten sich – im einsamen Gespräch und Beisammensein mit den Göttern – die »Sprachen des Himmels« (»Unter den Alpen gesungen«, »Am Quell der Donau«). Die Erhabenheit des Berges, sein Ragen aus Tiefe und Äther – seine Erhabenheit *aus der Tiefe des Äthers* zieht nicht an als etwas, was der sonst auf sich gestellte Mensch gelegentlich als anziehend empfinden mag; sondern sie bezieht ihn als bildende Stimme hinein in den Quellgrund und die Mitte des Wesens, indem in der Anziehungskraft die Mitte selbst sich bindend und stimmend entzieht. In der

Erhabenheit des Berges zeichnet sich so der unsichtbare Bereich, in dem Äther und Erde, Göttliche und Sterbliche einander in *einer* Sage zugetraut sind. Das Erhabene des Berges ist das Verhältnis dieser Vier im sich Entziehen der Mitte.

Der alles ins Reine und Helle verwahrende Bereich ist im »heiligen« Berg geborgen und verborgen. Der Berg birgt aus dieser Innigkeit und ist aus ihr der Quellgrund der Ströme, die das Reine und Offene je als ein Schicksal hinaustragen, d.h. auf ihre Weise erleiden (s. GA 39, S. 171-186), damit der Mensch es mitleidend erfahre. Das Hingezogensein zum Berg ist ein Mitleiden mit dem sein Innerstes erleidenden Berg. Den Berg schauen, wie er vor den Augen emporragt, heißt: seinen Anblick leiden.

Im Leiden ruft der Berg den Menschen in die Vollbringung seines Wesens. Dieses Rufen ist das Beziehende, beziehend in das Mitleiden des Erleidens. Der Berg aber, sofern sich in seiner Erhabenheit die Mitte als das ursprünglich Offene und Wahrende birgt, ragt in der alles bildenden Tiefe zwischen Himmel und Erde: er ist, der Wolke gleich, die sich um ihn herum legt, als ragende Erde zugleich »Hügel des Himmels« (»Reif sind...«).

In dem zuletzt genannten Entwurf heißt es: » (...) und ein Gesez ist / Dass alles hineingeht, Schlangen gleich, / Prophetisch, träumend auf / Den Hügeln des Himmels (...)«. Die Anziehungskraft des Berges ist das schicksalhafte Gesetz des Hingehens. Wohin? In das Zwischen, das der Berg durchragt als κίων οὐρανία, als himmlischer Pfeiler, wie Pindar den Ätna in der ersten Pythischen Ode nennt. Dieses Zwischen ist um so lauterer, je glühender die Glut, die der Vulkan in seinem Innersten birgt und verbirgt. Der Vulkan ist so zumal Quelle der das Land erschließenden (rhythmisierenden) Ströme und Herd der zehrenden wie auch Leben spendenden Glut. Aus dem Leiden des Berges eröffnen sich ursprünglich alle Möglichkeiten des menschlichen Wohnens.

Im Ragen des Berges erschließen sich Sprache und Zeit – in einem Wort: Λόγος, die Dimension der Bekundung. Der Λόγος zieht an, aber *durch* den Horizont *als* offengehalten in der Schwerkraft. Seine Anziehung steht im Unterschied zum menschlichen λόγος. Die Durchkreuzung von Schwerkraft und ausgezogenem Horizont ist der Ragungs-Ort des Berges, der den Menschen vor sich – in dessen Eigenes weghält.

In diesem Ort bekundet sich die »wunderbare Sage aus der Heldenjugend« der Erde. Jugend heißt: Quellnähe; sie gibt als angeeignete frei in eine immer neue Verjüngung, so daß die Sage eigentlich Sage der kommenden Erdenjugend – und das Ehrgefühl schon das der kommenden Helden ist. Darum sind die Berge, wie es in der Hymne »Germanien« heißt, ihrem Wesen nach »prophetisch«. Das Element, worin, genauer: aus dem der Berg liegt – die Rede ist hier von dem zum Orient hin offenen Alpengebirge –, ist die Unschuld als die *prophetische Tiefe der Zeit*. Nun

zeigt sich deutlicher: Zur Unschuld und nur zu ihr *spricht* die stumme Erde; aus der Unschuld und nur aus ihr *spricht* sich das verborgene Schicksal zu; in der Unschuld und nur in ihr *entspricht* der Mensch dem Geschick und bleibt im *Gespräch* mit den Göttern.

Das Prophetische (πρόφημι) verweist auf die Φάσις als das Element des Zeigens und Erscheinens. In der Φάσις bekundet sich – vermittelt im Zeichen des Berges – das künftige Geschick. In die Φάσις geht alles hinein und verwandelt aus ihr hervor. Die Πρόφασις ist das nähernd Vorausliegende, wohinein alles *einem* Gesetz gemäß geht. (Φᾶσις – so lautet der Name des Flusses, der Kolchis, das Land des Frühlichts, durchfließt und, vom Kaukasus kommend, – in etwa auf der Höhe der Ister-Mündung im Westen – ins östliche Schwarze Meer mündet; Φᾶσις heißt auch der Oberlauf des in Kleinasien entspringenden Flusses Araxes, der Armenien ostwärts durchquert und, am Ararat vorbei, in die Kura und ins Kaspische Meer einfließt.)

Das Wort, sofern sich darin Zeit erschließt, ist Verbum, ῥῆμα. Vom ῥῆμα sagt Aristoteles (*De interpretatione*, Kap. 3): προσσημαίνει χρόνον, es zeigt – über das in ihm Bedeutete hinaus und vor ihm her – hinein in die (darin sich zeigende) Zeit. (Das πρὸς sagt: von her – hin zurück: es ist die semantische Bewegung schlechthin). Die als χρόνος erfahrene Zeit ist, wie es in Sophokles' Aias heißt (V. 646 f.), was Unentborgenes von ihm selbst her aufgehen läßt (φύει), indem es das derart Aufgegangene in sich zurückbirgt (κρύπτεται).

Die Sprache als chronische Phasis ist in ihrem Innersten Gesetz, d.h. die Weise, in der das Unmittelbare durch die Mitte und aus der Mitte heraus im Ragen des Berges bindet und stimmt. Deshalb ist das eigenste Wort der Zeit, das Zeitwort schlechthin, das Partizip, auf Deutsch: das Mittelwort. Im Mittelwort *verbirgt* sich die Mitte. Aus dem Mittelwort spricht das Vermittelnde der Zeit – vermittelnd *hinein*, entlang der Anziehungskraft des Berges. Das Mittelwort ist das Wort, worin die Zeit vermittelt in eine Verwandlung.

Ein Mittelwort, d.h. eine Weise des Vermittelns, ist das im Anfang des Denkens bei den Griechen stehende Partizip Präsens Aktiv des Zeitwortes εἶναι: τὸ ἐόν. Ein Mittelwort ist auch das Partip Futur Passiv, als welches das Gerundivum sich fassen läßt. In diesem zieht die Zeit, verbirgt sich die Mitte anders als in jenem ersten. Das Gerundivum ist das Wort, durch das hindurch das Gesetzhafte der Zukunft Laut wird und trägt; das Wort der Mitte, worin das horizontale Gesetz der Zeit in eine abgründig kehrende Verwandlung bezieht. Aus dem Gerundivum spricht – durch die Überlieferung des ἐόν – »was noch jetzt uns / Vielerfahrenen offenbar der große / Vater werden heißt«.

Wir aber können geheißen sein, etwas zu werden, nur weil – Mandelstam ist hier beim Wort zu nehmen – die Zeit in sich die »Zu-Werden-Habende« ist: das sich entziehende Kommen der Verwandlung, das sich im Mittelwort zuweist. *Unser* Werden *wird* in einem Entsprechen – dem,

was im vermittelten Kommen als ein Werdenwollen in den Anspruch nimmt. Desgleichen ist die Zeit selbst, nämlich sofern sie den Menschen anspricht, die »Gelobt-zu-Werden-Habende«: sie verlangt aus ihr selbst das Loben und kann nur als die Gelobt-Werdende *sein*. So spricht aus dem Loben nicht ein irgendwie über die Zeitläufte getroffenes Urteil; sondern im Loben stellt der Mensch sich eigens hinein in die Zugkraft und vollbringt in gestimmter Anerkennung den ursprünglichen Bezug der Zeit. (In der *laus*, im Lied, ist der Mensch anfänglich auf Zug: sich vorweg – er selbst.)

Das Gerundivum nennt Mandelstam das “Urbild” unserer Kultur. Bild heißt: Wunder-Zeichen, und Urbild: Zeichen des Wunders, das der Ursprung selbst ist. Das Gerundivum ist das Urbild unserer Kultur ebenso wie das *ἔόν* das Urbild jener Kultur bleibt, deren Wesen sich aus dem Einklang, dann aus der mimetischen Entsprechung von *λόγος* und *φύσις* bestimmt. Im Gerundivum sind die Züge versammelt, die unsere Rede – die Rede als das, worin der Mensch auf der Erde unterwegs ist – in ihrem Wortcharakter auszeichnen. Im »Gespräch über Dante« (Frankfurt 1994, S. 127) schreibt Ossip Mandelstam:

Jede Periode gebundener Rede – sei es eine Zeile, eine Strophe oder eine ganze lyrische Komposition – muß als ein einziges Wort verstanden werden. Sagen wir beispielsweise »Sonne«, stoßen wir keinen vorgefertigten Sinn aus – es wäre eine semantische Fehlgeburt –, sondern durchleben einen ganz eigentümlichen Zyklus.

Jedes Wort ist ein Strahlenbündel: Der Sinn bricht in verschiedene Richtungen aus ihm hervor und eilt nicht auf den einen, offiziellen Punkt zu. Wenn wir »Sonne« sagen, machen wir eine gewaltige Reise, an die wir uns so sehr gewöhnt haben, daß wir sie im Schlaf absolvieren. Poesie unterscheidet sich gerade dadurch von einer automatischen Rede, daß sie uns weckt und aufrüttelt in der Mitte des Wortes. Dann erweist dieses sich als weitaus länger, als wir gedacht haben, und wir erinnern uns, daß Sprechen bedeutet – immer unterwegs zu sein.

Unterwegs sein, reisen – das ist der ursprüngliche Sinn des deutschen Wortes “leiden”. “Leideform” ist die deutsche Übersetzung des lateinischen *genus passivum*. Bedenken wir, was zur Zugkraft des Gesetzes und zum Hineingehen gesagt wurde, dann zeigt sich das Urbildliche der deutschen Übersetzung des Partizip Futur Passiv, die Paul Celan in seinem 1960 verfaßten Radio-Essay über Ossip Mandelstam gibt:

In einer seiner letzten Veröffentlichungen, dem 1932 in der Leningrader Zeitschrift “Swesda” veröffentlichten Armenischen Tagebuch, finden wir auch einige Aufzeichnungen zu Fragen der Dichtung. In einer dieser Notizen erinnert sich Mandelstamm an seine Vorliebe für das lateinische Gerundiv.

*Das Gerundiv – das ist das Mittelwort der Leideform der Zukunft.***

** Paul Celan, „Die Dichtung Ossip Mandelstams“, in: Ossip Mandelstam, *Im Luftgrab. Ein Lesebuch*, hrsg. von Ralph Dutli, Zürich 1988, S. 81.

Nicht von ungefähr kommt die Vorliebe für das lateinische Gerundivum zur Sprache, wo es um »Fragen der Dichtung« geht. Celans Übersetzung zeigt das Gerundivum als das *dichterische Wort schlechthin*. Denn gerundivisch sprechen heißt: Aus dem Erkunden der äußersten Zurückhaltung – aus dem im Leiden verhaltenden λέγειν die Widerstandskraft des lautenden Wortes weit hineinragen in die Quelle, damit das daraus Vermittelte am Wort heraufzieht und darin seine vollendete Ankunft hat. Das »standhaltende Hören« – so kennzeichnet Heidegger (GA 39, S. 201) das Leiden als die ursprünglich erschließende Verwahrung des Schicksals im dichterischen Sein –, das hörende Verhalten verwandelt die Zugkraft des Werdenwollens ins Wort.

Darf es jetzt noch verwundern, wenn wir bei dem *Denker des Denkers* in auffällender Häufigkeit diese dem deutschen Ohr zunächst so gar nicht gefällige Verbalform finden? – Das Zu-Sagende, das Zu-Denkende, das Zu-Dichtende, das Zu-Nennende: im deutschen Gerundiv wird die gegenswingende Wiederholungsbewegung des dichterischen Sagens Gestalt: im *Zu-Denkenden* kommt das *Zudenkende*, im *Zu-Dichtenden* das *Zudichtende*, im *Zu-Sagenden* das *Zusagende* entgegen und an. (Ist also die Form, die in dem – gegenüber dem griechischen – anderen Anfang steht, nicht mehr: εὖν – im Sein : das Seiende –, sondern, tiefer noch: das Sein-Zu-Lassende?)

Das Leiden ist ein Gehen in die Nähe (ἀγχιβασίη) als ein Verhalten in ihr. Es erkundet die Ankunft eines Verbindlichen, das sich im prophetischen Ragen des Berges vermittelt und dadurch sein Unnahbares wahr. Dieses Unnahbare, auf welches das dichterische Sein zuhält, ist der Zug der Verbergung, die Jean Beaufret den »Kilimandscharo der ἀλήθεια« nennt (Dialogue IV, S. 14). Das Wort des dichterischen Leidens veredelt das Unnahbare ins Bild. Es folgt dem »präzisen, geraden, freien Gang« des untergehenden Vaterlandes. Das Vaterland geht unter in die weissagende Anziehung des Berges. Alles hängt davon ab, daß das Leiden ein ehrliches sei. Dann kann unversehens in einem erhebenden Schritt der Berg auch als Stern am Himmel erscheinen.

*Delight – becomes pictorial –
When viewed through Pain –
More fair – because impossible
That any gain –*

*The Mountain – at a given distance –
In Amber – lies –
Approached – the Amber flits – a little –
And That's – the Skies –*